



TAMMY
ROBINSON

FÜR IMMER
IST EIN
AUGENBLICK

ROMAN

mtb

»Siehst du. Wir gehen morgen zusammen zu ihm. Du bist viel zu erschüttert, um die Fragen zu stellen, die gestellt werden müssen.«

Ich trinke noch einen großen Schluck Whiskey. »Gut.«

»Wir geben uns nicht einfach damit ab«, ermahnt mich meine Mutter. »Du musst kämpfen, genau wie letztes Mal.«

Die Vorstellung, alles noch einmal durchmachen zu müssen, ist unerträglich. Doch welche Wahl bleibt mir? Ich nicke.

Mein Dad rührt sich zum ersten Mal und sieht mich an. »Darfst du überhaupt trinken? In deinem Zustand?«

»Sie ist verdammt noch mal nicht schwanger«, fährt Mum ihn an, und er senkt den Kopf.

Ich lege eine Hand auf seinen Arm. »Ist schon gut, Dad, schlimmer kann es sowieso nicht werden.«

Er nickt und tätschelt meine Hand. Sein Gesicht hat die blassgelbe Farbe von frühen Osterglocken angenommen, nur dass diese Farbe auf Haut nicht annähernd so hübsch ist.



5. Kapitel

»Wie lange hat sie noch?«

Dr. Harrison wirft meiner Mutter einen Blick zu, den er ganz sicher speziell für Mütter wie sie eingeübt hat.

Sie ist in sein Büro gestürmt, um dafür zu sorgen, dass er es sich noch einmal anders überlegt, gerade so, als wäre meine tödliche Diagnose lediglich eine unausgegrenzte Theorie.

»Sie müssen einen Fehler gemacht haben«, sagte sie.

Hatte er nicht.

»Aber ganz sicher gibt es eine Heilungsmöglichkeit?«

Gab es nicht.

»Wollen Sie mir vielleicht sagen, dass all ihre Ärzte mit eurer kollektiven Weisheit keinen Weg wisst, meine Tochter zu retten?«

Ja, wollte er.

Schließlich, nachdem sie all ihre Fragen gestellt hatte und einfach keine andere Antwort bekam, musste sie es widerwillig akzeptieren – soweit eine Mutter es akzeptieren kann, dass ihre einzige Tochter nicht mehr lange leben wird. Daraufhin stellte sie ihm diese Frage, die ich ihm auch stellen wollte, vor der ich aber zu große Angst gehabt hatte.

»Das ist schwer zu sagen«, antwortet er vorsichtig.

»Los, Sie haben doch bestimmt eine grobe Schätzung.«

»Wir wollen niemandem falsche Hoffnungen machen.«

»Und wenn wir versprechen, es nie gegen Sie zu verwenden?«, fragt sie genervt. »Geben Sie uns irgendeine ungefähre Vorstellung, bitte.«

»Ich kann es wirklich nicht riskieren ...«

»Haben Sie Kinder, Dr. Harrison?«, unterbricht ihn meine Mutter.

»Nein.«

»Nun, könnten Sie nur einen Augenblick lang so tun, als ob sie welche hätten? Versetzen Sie sich in unsere Lage. Wie? Lang?« Meine Mutter hat die Zähne zusammengebissen, ihr

Gesicht wirkt hart wie Stahl.

»Ein Jahr, vielleicht achtzehn Monate. Könnte weniger sein oder mehr.«

»Bei allem Respekt, Herr Doktor.« Ich beuge mich vor, um zum ersten Mal auch etwas zu sagen. »Es ist ein großer Unterschied, ob wir von zwölf oder von achtzehn Monaten sprechen. Ganze sechs Monate, um genau zu sein. Mit dieser Zeit könnte ich eine Menge anfangen. In sechs Monaten könnte ich eine Kreuzfahrt um die Welt machen.«

Meine Mutter fährt herum, um mich anzusehen. »Ist das dein Plan?«

Ich zucke die Achseln. »Keine Ahnung. Eher nicht. Aber ich wüsste gern, welche Optionen ich habe. Ich werde keine Reise buchen, wenn ich gar nicht mehr hier sein werde, um sie zu machen.«

Dr. Harrison dreht seinen Stift zwischen linkem Daumen und Zeigefinger, eine nervöse Angewohnheit, von der er selbst wahrscheinlich gar nichts weiß. Er blickt hilflos auf seinen Computerbildschirm, doch das rücksichtslose Teil hat in den Ruhemodus geschaltet.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen Genaueres sagen«, meint er endlich. »Wirklich. Und ich verstehe Ihren Wunsch nach einem Zeitrahmen. In Ihrer Lage würde ich das auch wissen wollen. Aber die Dinge können sich je nach Umständen ändern. Allgemeiner Gesundheitszustand, die Behandlungsmethoden, die Sie wählen. Wir können es einfach nicht präzise bestimmen.«

Ich setze mich zurück und atme aus. »Schon gut, ich verstehe.«

Meine Mutter betrachtet mich gleichermaßen verblüfft wie hilflos. »Das kann doch nicht alles sein, hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir werden eine zweite Meinung einholen.«

»Selbstverständlich. Das können Sie natürlich gern tun, wenn Sie wollen«, sagt Dr. Harrison und dreht den Stift. »Ich kann Ihnen jemanden empfehlen, wenn Sie möchten?«

»Nein«, sage ich.

»Ava ...«

»Nein, Mum. Dr. Harrison weiß, was er tut. Ich vertraue ihm.«

»Hier geht es nicht um *Vertrauen*. Hier geht es um dein Leben.«

Unter anderen Umständen hätte ich ihr darauf eine ziemlich scharfe Antwort gegeben. Aber ich weiß, dass sie es nicht so meint. Sie leidet auch.

»Dessen bin ich mir bewusst«, sage ich tonlos.

Ihre Schultern sinken nach vorn, als ob jemand ihre Lungen punktiert hätte. Meine sonst so jugendliche Mutter sieht auf einmal so alt aus, wie sie ist. »Natürlich. Tut mir leid.«

»Schon gut.«

»Nein, ist es nicht. Nichts hier ist gut.«

»Das könnte die Untertreibung des Jahres sein.« Ich lächle, um sie etwas aufzuheitern. Nicht weil die Situation nicht ernst ist, denn das ist sie natürlich. Doch wenn mir nur noch wenige Monate bleiben, dann werde ich sie verdammt noch mal nicht damit verbringen, die ganze Zeit schlecht drauf zu sein. Selbstmitleid ist erlaubt, sogar angebracht, aber ich werde mich nicht ewig darin suhlen. Mum wirft mir ein kleines verzweifeltes Lächeln zu. Das ist auch ihr gegenüber nicht fair.

»Wann möchten Sie mit der Behandlung beginnen, Ava?« Dr. Harrison klickt mit der Maus auf den Kalender, erleichtert, sich wieder auf vertrautem Terrain zu befinden.

»So schnell wie möglich«, antwortet Mum. Dann sieht sie mich an. »Richtig?«

Ich blicke aus dem Fenster in den Himmel. Heute ist er knallblau und fast leer, abgesehen von ein paar kleinen Wolkenfetzen, die an den Bergen kleben. Ich habe das Gefühl, dass meine Sinne von der Diagnose geschärft wurden. Mir ist schmerzhaft bewusst, dass dort draußen alles lebendig ist. Ich höre den Verkehr, Stimmen, Vögel und das ferne Brummen eines Flugzeugs zehntausend Meter über meinem Kopf. Da draußen wird neues Leben geschaffen, Menschen tun ihren ersten Atemzug und andere ihren letzten.

»Nur um das noch einmal klarzustellen.« Ich sehe Dr. Harrison fest in die Augen. »Sie können mich nicht heilen, ist das richtig?«

Er nickt. »Ja.«

»Und diese Behandlungen, Chemo und Ähnliches, würden das Unvermeidliche lediglich hinauszögern?«

»Hinauszögern würde ich nicht sagen, nein. Im besten Fall würden Sie etwas Zeit gewinnen.«

»Aber sicher ist das nicht.«

»Nein.«

»Wozu das Ganze dann überhaupt?«

Mum versteift sich. Sie ahnt, worauf ich hinauswill.

Dr. Harrison kratzt sich am Kopf. »Durch eine Behandlung könnten wir einige Komplikationen verhindern, die vielleicht auftreten. Zudem hoffen wir, Ihre Lebensqualität zu verbessern und natürlich Ihre Schmerzen in den Griff zu bekommen.«

»Im Grunde wollen Sie also abends, bevor Sie ins Bett gehen, in den Spiegel sehen und sagen können, dass Sie alles in Ihrer Macht Stehende getan haben.«

Er wirft mir einen Blick zu, wie um zu sagen, dass ich nicht fair bin. »Wir tun, was wir können, für alle unsere Patienten, Ava.«

»Das glaube ich Ihnen. Aber, Dr. Harrison ...« Ich rutsche auf meinem Stuhl ganz nach vorn, die Ellbogen auf seinen Tisch gestützt. »Ich muss sicher sein können, dass Sie mich nicht verarschen, okay?«

Mum schluchzt auf und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen. Sie ist an meine unverblümete Art gewöhnt. Normalerweise würde sie mich unterbrechen, doch sie scheint instinktiv zu verstehen, dass dies ein Moment ist, in dem sie mich auf meine eigene Weise erwachsen sein lassen muss.

Dr. Harrison wirkt zugleich amüsiert und misstrauisch. »Ich verarsche Sie nicht, Ava.«

»Gut. Also, die Chemo, die Sie vorschlagen, ist sehr aggressiv, richtig?«

Er nickt.

»In etwa so wie letztes Mal? Ich werde mich so hundeehend und kaputt fühlen, dass ich tatsächlich am liebsten *sterben* würde?«

Er schluckt, sagt aber nichts.

»Ich weiß es zu schätzen, dass Sie mir verschiedene Optionen anbieten«, fahre ich fort. »Aber ich möchte nicht eine Minute damit verschwenden, mir falsche Hoffnungen zu machen. Und ich möchte das bisschen Zeit, das mir noch bleibt, nicht mit Röntgenaufnahmen und Ultraschallbildern und Blutabnahmen verbringen. Nicht damit, mir die Seele aus dem Leib zu kotzen und jegliche Kontrolle über meinen Körper und meine Würde zu verlieren. Und *auf keinen Fall* möchte ich diesen Zugang in der Brust haben, durch den Sie Medikamente in mich hineinpumpen, die genauso viel Schaden anrichten, wie sie *vielleicht* nützen.«

»Es ist Ihre Entscheidung«, sagt er schließlich. »Selbstverständlich. Und ob Sie es glauben oder nicht, ich verstehe Sie.«

»Das bezweifle ich.«

»Nur um sicher zu sein.« Jetzt lehnt er sich vor. »Sie entscheiden also, wie es Ihr gutes Recht ist, auf eine Behandlung zu verzichten.«

»Ich entscheide, mit dem Schlimmsten zu rechnen und das Beste zu hoffen. Ich entscheide, meine letzten Tage nicht hier zu verbringen, mit dem sinnlosen Versuch, etwas Zeit zu gewinnen. Zeit, in der ich sowieso mehr tot als lebendig wäre. Ich entscheide aber auch, mir die Optionen offenzuhalten, denn vielleicht werde ich in einer Woche meine Meinung ändern und Sie anflehen, mir zu helfen.«

Er wirft mir ein kleines Lächeln zu. »Ich werde da sein.«